

Die E-Mail-Debatte

«Die AHV war und ist das grösste Entlastungsprogramm für die Jungen»

Zehn Prozent mehr Rente für alle? Jacqueline Badran ist dafür, weil die AHV-Renten real gesunken sind. Gregor Rutz kontert – ausgerechnet mit einem Zitat der SP

Jacqueline Badran

Die derzeit laufende Kampagne gegen die Initiative «AHV plus» ist geprägt von unlauteren Behauptungen und Falschaussagen, wie zum Beispiel jener der Nichtfinanzierbarkeit. Das ist einer demokratischen Debatte unwürdig! Die CVP hat diese Woche die Rentnergeneration sogar mit gefrässigen Schweinen symbolisiert. Werter Herr Rutz, geben Sie hier doch wenigstens einmal zu, dass die Mitte-Rechts Parteien hier allein die Interessen der privaten Pensionskassen vertreten, welche die AHV zugunsten der zweiten Säule und damit ihres Profites schwächen wollen?

Gregor Rutz

Was ich möchte, liebe Frau Badran, ist eine sichere Altersvorsorge. Finanzielle Sicherheit hat man dann, wenn man nicht mehr Geld ausgibt, als man einnimmt – etwas, was Sie als Unternehmerin ja auch wissen müssten. Die Tatsache, dass die Lebenserwartung stetig ansteigt, ist erfreulich. Doch für längere Rentenzahlungen braucht es mehr Kapital. Und genau in dieser Situation stellen wir fest, dass wir in der Schweiz immer mehr Rentenbezüger haben, während im Verhältnis dazu immer weniger Erwerbstätige da sind, die in die Kassen einzahlen. Das sind eigentlich alles Binsenwahrheiten. Umso erstaunlicher ist darum, dass Sie strikte gegen eine Senkung des Umwandlungssatzes in der zweiten Säule sind und bei der AHV die Renten erhöhen wollen, obwohl beim besten Willen niemand weiss, wie dies zu finanzieren ist. Oder können Sie zaubern?

Jacqueline Badran

Seit es die AHV gibt, wird von rechts ihre Nichtfinanzierbarkeit herbeigeredet. Und Ihre Aussagen beweisen, dass Sie die AHV nicht verstehen. Fakt ist, dass wir seit Einführung der AHV 1949 mehr als zehnmal so viele Rentner mit den gleichen Lohnbeiträgen finanzieren. Dies funktioniert, weil die Lohnsumme gewachsen ist. Das ist das Geniale am AHV-Prinzip: Sie ist einzig von

Debattierer



Jacqueline Badran, 54, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Die Biologin und Ökonomin führt ein eigenes Unternehmen im IT-Bereich.



Gregor Rutz, 43, ist SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zürich. Der Jurist ist Unternehmer und Inhaber einer Agentur für Kommunikationsberatung.

der Lohnsumme abhängig, nicht von der Anzahl Köpfen der Beitragzahlenden. Werden wir produktiver, können wir mit weniger Leuten mehr Rentnerinnen und längere Rentenzahlungen finanzieren. Das Szenario der Gegner der Initiative «AHV plus» geht ja regelrecht von einem Minuswachstum aus. Das glauben Sie doch nicht im Ernst! Die demografische Entwicklung wird in jedem Fall durch die wirtschaftliche Produktivität und die Zuwanderung mehr als ausgeglichen – natürlich nur, wenn die steigende Produktivität auf die Löhne umgeschlagen wird, was Sie ja gerne zu verhindern suchen.

Gregor Rutz

Die AHV verstehe ich gut – aber ich kann auch rechnen. Und ich finde es völlig unverantwortlich, der Bevölkerung Versprechungen zu machen, welche nie und nimmer finanzierbar sind. Natürlich: Ihre Forderung für eine pauschale Rentenerhöhung von 10 Prozent für alle tönt verführerisch. Ausser ein paar Schlagworten ist von den Initianten argumentativ aber nicht viel zu vernehmen. Was Sie da vorrechnen, ist absurd: Die Zuwanderung stärkt die AHV nicht – im Gegenteil. Das sind alles künftige Rentenbezüger, welche wir später einmal mitfinanzieren müssen. Und Ihre Träumereien ständiger Lohnerhöhungen haben mit den tatsächlichen Verhältnissen auch nicht viel zu tun. Kommt hinzu, dass die Initiative meines Erachtens eine Fehlkonzeption ist: Bezüger von Ergänzungsleistungen riskieren, mit der Initiative schlechter zu fahren. Dagegen profitieren gutsituierte Rentner von zusätzlichen 10 Prozent Rente, obwohl sie diese nicht nötig hätten. Wenn wir so wirtschaften, naht das finanzielle Fiasko unweigerlich. Bezahlen muss es die junge Generation. Und da sage ich: Nein danke!

Jacqueline Badran

Die AHV war und ist das grösste Entlastungsprogramm für die Jungen. Seit es die AHV gibt, muss die junge Generation nämlich ihre Eltern im Rentenalter nicht mehr unterstüt-

zen. Die sehr gut Verdienenden zahlen deutlich mehr in die AHV ein als sie bekommen, was bewirkt, dass auch künftig die grosse Mehrheit der Jungen entlastet und nicht mehr belastet wird. Die AHV-Renten wurden seit 1975 nicht erhöht. Dafür sind die Krankenversicherungen und die Mieten weit über Lohnentwicklung und AHV-Entwicklung gestiegen. Real haben die Renten also massiv verloren. Wir erfüllen den Verfassungsauftrag der gewohnten Lebensführung im Rentenalter bei weitem nicht mehr. Zusätzlich werden die Renten aus der zweiten Säule wegen tieferer Verzinsung und tieferem Umwandlungssatz stark sinken. Jetzt reicht es! Schliesslich geht es um die volkswirtschaftlich eminent wichtige Kaufkraftsicherung einer ganzen Generation und um deren Leben in Würde. Auch Sie und ich werden einmal hauptsächlich von der AHV leben. Die deutlich effizientere AHV muss nun nach über 40 Jahren endlich moderat gestärkt werden.

Gregor Rutz

Ich staune über Ihre Aussagen – frei nach dem Motto «If you can't convince them, confuse them». Lesen Sie doch nochmals nach, was die SP im Frühling 2015 gesagt hat: «Immer weniger Erwerbstätige müssen immer mehr für die zahlreicher werdenden AHV-Rentner bezahlen. Um die AHV zu finanzieren, müssen die Beiträge der Arbeitnehmer und Arbeitgeber mittelfristig erhöht oder es müssen die Leistungen an die Rentner reduziert werden. Höhere Beiträge belasten die Arbeitseinkommen und schwächen die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen. Eine solche Entwicklung strapaziert zunehmend die Solidarität zwischen Jung und Alt.» Das ist ein Zitat der SP – vor der Abstimmung über die Erbschaftssteuer. Mit der Initiative «AHV plus» machen Sie nicht nur leere Versprechungen, sondern handeln auch verantwortungslos, weil Ihre Träumereien von der nachfolgenden Generation finanziert werden müssten. Ich bleibe dabei: Nein, nein, nein.



Nachgefragt bei Chanchal Biswas

Warum zensiert Facebook bei einer norwegischen Zeitung ein Meisterwerk der Fotografie?

Das Facebook diese Woche einen Eintrag der norwegischen Zeitung «Aftenposten» gelöscht hat, der ein nacktes Kind im Bild zeigte, ist Missverständnis und Meisterleistung zugleich. Auf der Fotografie sieht man die 9-jährige Kim Phuc, die sich nach einem Napalm-Angriff auf ihr Dorf in Vietnam die brennenden Kleider vom Leib gerissen hat und wegrennt. Die Aufnahme von 1972 ist eine Ikone der Kriegsfotografie – und in diesem Zusammenhang wollte «Aftenposten» das nackte Mädchen auch auf Facebook zeigen.

Doch beim sozialen Netzwerk im Silicon Valley gilt: Nackt ist nackt. Also wurde das Bild gelöscht – was in Europa den Vorwurf der Zensur laut werden liess. «Lieber Mark», schrieb der «Aftenposten»-Chefredaktor in einem offenen Brief an Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, «du bist der mächtigste Herausgeber dieser Welt, [...] und ich finde, du missbrauchst deine Macht.»

Der Fall Kim Phuc hat aber nichts mit Machtmissbrauch zu tun. Er zeigt lediglich, wie effizient Computer heute arbeiten. Auf Facebook sind über 1,7 Milliarden Menschen aktiv, die täglich insgesamt 300 Millionen neue Fotos auf die Plattform laden. Trotzdem findet man in Zuckerbergs sozialem Netzwerk – anders als in weiten Teilen der Online-Welt – nie pornografische oder gar kinderpornografische Inhalte. Während früher ein Sicherheitsteam namens «Scalps@Facebook» sicherstellte, dass das Netzwerk frei von anstössigen Inhalten blieb, erledigen das heute zunehmend Computer. Diese erkennen zwar zuverlässig Nacktheit in Posts, nicht aber, dass eine politische Botschaft dahintersteht. Nach den Protesten stellte Facebook das Bild von Kim Phuc auch wieder online – von Hand.

Dass eine steigende Zahl von Leuten über das soziale Netzwerk Nachrichten bezieht, führt zum vielleicht grössten Missverständnis: dass Facebook ein Herausgeber sein könnte. Herausgeber brauchen Haltung. Diese Maschinen beizubringen, ist noch niemandem gelungen.

Chanchal Biswas ist stellvertretender Chefredaktor der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Fünf Jahre Einwegkommunikation



Nicole Althaus

Es kommt die Zeit, da ist man schon so lange Mutter, dass man denkt, man habe alles gesehen, da komme nichts mehr, was einen überraschen könne. Schlaflose Nächte, endlose Tage, grundloses Glück, sinnloser Zoff, alles schon einmal gehabt.

Doch dann kommt man abends spät nach Hause, öffnet vorsichtig die Kinderzimmertür, unter der noch ein bisschen Licht hervorschimmert, und stolpert über – nichts. Das Instrument liegt im Kasten, die Bücher auf dem Tisch, die Kleider auf dem Stuhl, die Tochter im Bett. Und anstatt für die mütterliche Frage nach dem Wohlbefinden des Teenagers angeschnauzt zu werden, sagt dieser: «Mir geht es gut, aber du siehst müde aus. Geh doch ins Bett. Ich hab das Muesli für morgen früh schon gemacht. Steht im Kühlschrank.»

Ich kann nicht sagen, was mich mehr aus der Fassung gebracht hat: Dass meine Tochter sich anscheinend über Nacht in eine zivierte Erwachsene verwandelt hatte, mit der man zusammenleben kann. Oder dass sie ihre Mutter, bis vor kurzem nur die Personifi-

zierung all dessen, was sie niemals werden will, plötzlich als Menschen wahrnimmt, mit dem sie zusammenlebt. Jedenfalls scheint in ihrem Gehirn der Schalter gekippt zu sein, der den Frontallappen wieder mit Strom und damit Vernunft und Empathie versorgt. Ich war sprachlos. Nicht einmal ein «Danke» brachte ich über die Lippen.

Jahrelang war es umgekehrt. Da markierte die Tochter ihre Präsenz mit genervtem Schweigen und sparte ihre Worte, als seien sie kontingentierte, für den Chat mit ihren Freundinnen auf. An Dankbarkeit war nicht zu denken, denn das meiste von dem, was Mütter so tun, fällt erst auf, wenn es einmal nicht erledigt wird. «Warum hab ich keine frische Unterwäsche mehr?», fragte dann der Teenager so verwundert, als sei am Morgen die Sonne nicht aufgegangen. Das ist total normal, tröstete man sich, las in den schlimmsten Zeiten einige Kapitel aus einem einschlägigen Ratgeber und gewöhnte sich langsam an die häusliche Einwegkommunikation, die aus einem Sender besteht, der viel sagt und gern etwas hören würde, und einem Empfänger, der weder etwas hören noch etwas sagen will.

Trotz allem hat man sich aber ein bisschen so gefühlt wie damals auf dem Spielplatz, als all die anderen süssen Kleinen schon so etwas wie «Mammamma» zustande kriegten und das eigene Kind unbeeindruckt weiter schwieg, als handle es sich beim Spracherwerb um eine freiwillige Angelegenheit. Man redete und redete und wartete, gespannt zuerst, zuletzt ziemlich ange-



Die liebevolle Begrüssung an diesem Abend fühlte sich an wie der Abspann zu einem tragikomischen Epos in Technicolor namens Pubertät.

spannt auf das erste Anzeichen einer kommunikativen Kontaktaufnahme seitens der Tochter.

Gehört wurde man offenbar durchaus. Steh auf. Räum auf. Pass auf. Die mütterliche Erziehungsbotschaft ist durchgedrungen. Sie hat den jugendlichen Soundtrack übertönt: Ich will mehr. Ich will alles. Ich will weg. Und sie ist angekommen, wenn auch mit jahrelanger Verspätung. Das ist noch überwältigender als das erste Wort. Schliesslich habe ich dafür siebzehn Jahre investiert, nicht bloss eins. Wovon die letzten fünf Jahre ein nervenraubendes Ringen waren zwischen dem Bedürfnis, das Kind zu beschützen, dem Wissen, es loslassen zu müssen, und der leisen Ahnung, dass ich dem Teenager austreibe, worum ich ihn gleichzeitig ein bisschen beneide: die Unbedingtheit, die Intensität und die Kompromisslosigkeit. Und so fühlte sich die liebevolle Begrüssung an diesem Abend an wie der Abspann zu einem tragikomischen Epos in Technicolor namens Pubertät. Befriedigend und traurig zugleich. Ich hätte bestimmt geheult, wäre da nicht der Trailer zum Remake gewesen, den mein Teenager Nummer 2 unlängst zum Besten gab. Der Film verspricht nicht weniger spannend zu werden als der erste. Vielleicht hilft mir das bisschen Erfahrung, das ich in den letzten Jahre gewonnen habe, auch in den düstersten Stunden an ein Happy End zu glauben.

Nicole Althaus ist stellvertretende Chefredaktorin der «NZZ am Sonntag».

Strittis Schlagzeile

Zum Veranstaltungsangebot 2016 in unserer kleinen Stadt.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKG in Zürich.